

Paul Reuber & Stefan Applis im Interview
mit Verena Schreiber (✉ korresp. Autorin) & Eva Nöthen

„Der Geographieunterricht hat ein großes emanzipatorisches Potenzial“

Über Ziele, Herausforderungen und Erfordernisse des unterrichtlichen Umgangs mit Kriegen und Konflikten

Mit Paul Reuber und Stefan Applis, Referenten der virtuellen Ringvorlesung ‚Wissenschaft und schulische Praxis im Dialog‘ 2023, sprechen wir über erste Berührungspunkte mit dem Thema ‚Kriege und Konflikte‘, persönliche Erfahrungen aus Forschung, Lehre und Unterricht sowie die Bedeutung einer räumlichen Perspektive für das Verständnis komplexer geopolitischer Zusammenhänge.

Prof. Dr. **Paul Reuber** ist Professor für Politische Geographie am Geographischen Institut der Universität Münster (siehe <https://www.uni-muenster.de/Geographie/ag/politischegeographie.html>). Er ist Gründungsmitglied und war langjähriger Leiter des Arbeitskreises Politische Geographie der Deutschen Gesellschaft für Geographie. Neben zahlreichen politisch-geographisch ausgerichteten Publikationen in wissenschaftlichen Zeitschriften ist er Autor des Lehrbuchs ‚Politische Geographie‘ sowie Mitherausgeber des Lehrbuchs ‚Geographie. Physische Geographie und Humangeographie‘.

Prof. Dr. **Stefan Applis** ist Pädagoge und Hochschullehrer im Arbeitsbereich Philosophie und Schule am Institut für Philosophie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Als freier Autor und Fotograf arbeitet er im Schnittfeld von Ethnographie und Humangeographie (für Projekte siehe <https://stefan-applis-geographien.com/>). Außerdem betreibt er den OER-Blog ‚Doing Geo & Ethics‘ zur Behandlung ethischer Fragen im Geographie- und Ethikunterricht (siehe <https://doinggeoandethics.com/>).

Verena Schreiber: Herzlichen Dank für Eure Bereitschaft, ein Interview für die Zeitschrift GW-Unterricht zu geben. Uns würde zu Beginn interessieren, in welchem Zusammenhang Euch das Thema ‚Kriege und Konflikte‘ erstmals in Eurer beruflichen Tätigkeit begegnet ist. Könnt Ihr Euch an ein konkretes Erlebnis oder eine Situation erinnern, ab der dieses Thema für Euch relevant wurde?

Paul Reuber: Als Politischer Geograph hatte ich natürlich schon immer ein ‚wissenschaftliches Auge‘ auf gewaltvolle Auseinandersetzungen. Aber besonders einschneidend fand ich, als ich am 11. September 2001 meine Umzugssachen eingepackt habe und nach Münster gefahren bin, um dort meine Professur anzutreten. Als ich dort ankam, verfolgten meine Eltern gerade im Fernsehen die Katastrophe der einstürzenden Türme des World Trade Centers in New York. Das war so gravierend, dass ich direkt dachte, Inhalte wie diese müssen sich auch in der Hochschulausbildung, in der Politischen Geographie und letztendlich in der

Schule wiederfinden, weil sie unsere Zeit so maßgeblich prägen. Das war mein Eindruck damals. Und das hat dann auch in den ersten Jahren unsere Forschungsagenda in Münster geleitet, bis hin zu ersten Lehrkräftefortbildungen, die wir Mitte der 2000er Jahre gemacht haben. Auch andere Themen waren dabei, aber dieser Blick auf internationale Konflikte und Kriege war eine Initialzündung. Der 11. September hat für mich die Bedeutung der internationalen Ebene auch für die Schule noch einmal deutlicher gemacht.

Stefan Applis: Meine Tätigkeit als Lehrer begann 1997, 1999 habe ich mein Referendariat abgeschlossen. Das Thema Kriege und Konflikte war von Anfang an dabei, ich habe Geographieunterricht nie anders gedacht. Ich glaube, das lag an meiner Biographie, da ich die 1990er Jahre fast durchgehend mit Kriegen zu tun hatte, wenn auch aus der Distanz. Ich habe 1988 Abitur gemacht, 1990 begonnen zu studieren und dann kam der Zweite Golfkrieg. Was ich am Institut in Erlangen durch die Vorträge von Hans Kopp, Wolfgang Hütteroth,

Eugen Wirth und Günther Meyer lernte – die waren alle zu dem Zeitpunkt noch da –, war, hinter die Nachrichten zu schauen und so einen Konflikt auf einer wissenschaftlichen Basis zu analysieren. Denn journalistisch gesehen wurde das in den Nachrichten in der Regel immer nur aus einer politischen Perspektive gemacht. In den 1990er Jahren kam es zum Zerfall der Sowjetunion und zu den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien. Ich habe die Kriege in Tschetschenien bis 2007 sehr intensiv mitverfolgt und auch noch mal Russisch studiert, weil mich die ganzen 1990er Jahre einfach so beschäftigt haben. Was ich damals noch nicht gelernt hatte, ist, diesen traditionellen kolonialen geographischen Blick auf Kriege und Konflikte zu hinterfragen. Das habe ich tatsächlich erst mit Paul Reuber und Günter Wolkersdorfer gelernt, nachdem meine Lehrerausbildung vorbei war. Deren Publikationen ab 2002 waren für mich prägend, Formen von Raum im Rahmen wirkungsmächtiger Narrationen zu hinterfragen – danke hierfür. Damit fing für mich noch mal ein neues Lernen an und ich habe von Anfang an versucht, das im Geographieunterricht umzusetzen und Räume für die Reflexion von Raumkonstruktionen zu eröffnen. In Nürnberg bei Rainer Mehren habe ich, vor allem im Rahmen der Vertretung der Professur für Geographiedidaktik, versucht zu zeigen, wie man einen politischen Geographieunterricht an der Universität fördern kann. Diesen Ansatz konnte ich dort nicht weiterführen. Der Versuch hat mir aber gezeigt, dass man die Universität im Bereich der Fachdidaktik grundlegend umstrukturieren müsste, um politische Bildung zu fördern, wofür die Fachdidaktiken meiner Wahrnehmung nach kaum offen waren.

Verena Schreiber: Lieber Paul, du hast gleich zu Beginn angesprochen, dass Kriege und Konflikte auch Thema der Geographie sein müssen. An diesem Punkt möchten wir nochmals ansetzen. Welche besonderen Dimensionen eröffnen sich Eurer Ansicht nach aus einer explizit räumlichen Perspektive?

Paul Reuber: Wenn sich Kriege ereignen, sind die Medienberichte häufig voll von diesen Konfliktereignissen, von den Akteuren und den furchtbaren Geschehnissen. Ganz wenige Menschen schauen in diesem Moment auf die Frage, wie die Entstehung des Konfliktes überhaupt möglich war. Wie ist es möglich, dass sich Millionen von Menschen hinter den Ideen eines politischen Führers wie Putin versammeln? Wie funktioniert sowas? Tatsächlich sind Prozesse räumlicher Identitätsbildung und die territoriale Falle des nationalstaatlichen Denkens dabei die ganz zentralen Elemente, schon seit der Zeit des

Westfälischen Friedens. Politische Anführer*innen können Kriege *dann* besonders gut begründen, wenn vorher entsprechende territoriale Identitäten als Wir-Gemeinschaften existieren. In diesem Falle ist es für die politischen Verführer*innen dieser Welt leicht, eine solche raumbezogene Wir-Gemeinschaft in Form einer territorialen Identität zu instrumentalisieren und Menschen gegeneinander in Marsch zu setzen. Dies zu verstehen ist auch für Schüler*innen von grundlegender Bedeutung. Es ist ein zentrales Argument, das man im Schulunterricht eigentlich nicht früh genug vermitteln kann: Wir verstehen alle, dass räumliche Identitäten beim Fußballländerspiel total Spaß machen können, wenn man gemeinsam ein spielerisches Ereignis miteinander feiert. Aber wir müssen genauso verstehen, dass solche nationalistischen räumlichen Identitäten im Ernstfall auch dazu führen können, dass Menschen aus unterschiedlichen Ländern gegeneinander in den Krieg ziehen und bereit sind, sich gegenseitig umzubringen. Diese Ambivalenz des Räumlichen haben wir als besondere Vermittlungsaufgabe in der Geographie und damit auch im Schul- und Erdkundeunterricht. Das finde ich wirklich zentral und eine echte Blickerweiterung gegenüber politikwissenschaftlichem oder sozialwissenschaftlichem Unterricht. Ich bin als Wissenschaftler außerordentlich dankbar, wenn so eine konstruktivistische Perspektive, wie sie die Kritische Geopolitik vor allem in den 1990er Jahren im anglophonen Kontext entwickelt hat, früh in die Schule und den Schulunterricht integriert wird. Denn das eine ist, dazu zu forschen und darüber wissenschaftlich zu publizieren. Aber das andere und Wesentliche ist es, den Schüler*innen in einer didaktisch reduzierten Form verständlich zu machen, dass geopolitische Fragen für ihre eigenen alltagsrelevanten demokratischen Entscheidungen eine sehr bedeutende Rolle spielen.

Stefan Applis: Ich denke, dass man vom Räumlichen her auf jeden Fall von einer Ambivalenz sprechen muss. Räumliche Kategorien sind in der journalistischen Darstellung immer sofort verfügbar und werden verwendet, weil man damit verkürzte Argumentationen schaffen kann. Als der russische Angriffskrieg auf die Ukraine begann, haben auch die großen deutschsprachigen Medien alle über Wochen hinweg von einem ‚geschlossenen Ukrainertum‘ erzählt und vollkommen ignoriert, aus welcher Vielfalt die Ukraine besteht. In Bezug auf ethnische Konstellationen ist sie der vielfältigste postsowjetische Staat. So wie die Schulbücher lange Zeit aufgebaut waren bzw. bis heute aufgebaut sind, hat man im Schulunterricht über Jahrzehnte hinweg auch mit diesen Containerbegriffen keine

Probleme gehabt. Das hat mit den verkürzten oder verknappten Lehrplänen zu tun, die voll von diesen Raumerzählungen waren. Die Geographie hat über Jahrzehnte hinweg mit diesen Erzählungen von geschlossenen Raumkonzepten negative Beiträge geleistet, ohne dass man es thematisiert hat. Ab den 1990ern wurde begonnen, das Ganze zu reflektieren, und das ist die größte Chance für den Unterricht. Ethnisch, geschlossene Einheiten, in denen Individuen mit bestimmten Wesenshaftigkeiten ausgestattet sind, und Bezüge, die zwischen Raum, Identität und menschlichem Handeln hergestellt werden, gilt es zu dekonstruieren. Es scheitert allerdings oft an der Art und Weise, wie Lehrpersonen ausgebildet werden. Das ist ein großes Problem, weil wir eine starke Sozialisation hin zum Erfüllen festgeschriebener Lehrpläne haben. Für Lehrpersonen ist es enorm schwierig, eine Widerständigkeit innerhalb einer so stark formalisierten Ausbildung zu entwickeln, sodass man Raum auf eine Art und Weise, wie Paul Reuber das gerade dargestellt hat, reflektieren kann. In Untersuchungen, an denen ich seit den 2010er Jahren beteiligt war, hat sich enorm viel Widerstand auf Seiten der Lehrkräfte herausgestellt, hier reflektiert und reflexiv vorzugehen. Ich habe das auch als Folge einer Art Abkopplung der Geographiedidaktik von der Schulpraxis erlebt. Die Geographiedidaktik ist immer fachwissenschaftlicher geworden, und die Lehrkräfte standen in den Klassen und kamen da nicht hinterher. Man muss aber die Lehrpersonen, idealerweise mit vielen Materialien und Ideen, unterstützen, die reflektierte Raumblicke in den Unterricht reinnehmen wollen. Deutschlandweit sehe ich leider kaum, dass die Geographiedidaktik in dieser Hinsicht ihre Aufgabe gut erfüllt und das in die Schulen reinbringt.

Paul Reuber: Das finde ich einen interessanten Punkt, weil ich bestätigen würde, dass es Kontexte gibt, auf die diese Diagnose zutrifft. Und gleichzeitig sehe ich, dass die Didaktik auf dem Weg ist. Mein Eindruck ist, dass es auch bei den Didaktikprofessuren zunehmend eine konstruktivistisch-orientierte Gruppe gibt, die genau diese postkolonialen, politisch-geographischen Inhalte und damit Fragen der (De-)Konstruktion von Raum stark macht. Ich bin gleichzeitig aber der Überzeugung, dass die Institutionen der schulischen Bildung teilweise lang gewachsene und damit auch weniger bewegliche Strukturen darstellen. Das meine ich erst mal gar nicht negativ. Da sind Verlage, die produzieren Bücher und wollen Bücher verkaufen. Da sind Lehrer*innen, die ganze Biographien auf ein bestimmtes geographisches Denken aufgebaut haben. Da habe ich großes Verständnis. Gleichzeitig

sehe ich, dass sich unsere Gesellschaft politisch sehr stark dynamisiert und polarisiert. An Fragen wie internationalen Kriegen oder auch an Migrationsfragen polarisieren sich Menschen in unserer Gesellschaft. Das ist eine Entwicklung, der wir nicht gleichgültig gegenüberstehen können. Wir können im Sinne des gesellschaftlichen Friedens nicht darauf warten, dass wir in 30 Jahren eine Politische Geographie in der Schule und in den Büchern haben, sondern wir müssen alle gemeinsam schneller sein. Sonst verpassen wir einen wichtigen zeitgeschichtlichen Bildungsauftrag. Das gilt auch für mich selbst. Diese Veränderungen sind nicht nur eine Frage der Hochschuldidaktik, sondern auch der Fachwissenschaften, die ihre gesellschaftliche Verantwortung Richtung Schule noch stärker machen könnten, als sie das vielleicht teilweise in der Vergangenheit getan haben.

Stefan Applis: Ich denke, es hängt stark davon ab, wie einzelne Lehrstühle ausgerichtet sind. Man darf sich nicht in die Tasche lügen, denn wir wissen alle, wie Hochschulgeographie heute funktioniert. Der Lehramtsausbildung zu dienen, ist sicher nicht ihre Hauptaufgabe, oder sie setzt sich das nicht als Hauptaufgabe. Um das zu leisten, was hier angesprochen wurde, braucht man ein enormes fachliches Hintergrundwissen. Ich musste z.B. den Überfall der Hamas auf das Territorium Israels im Oktober 2023 mit einer 11. Klasse in Ethik thematisieren. Ich thematisiere das natürlich auch aus dem geographischen Kontext, weil das auch mein Fach ist. Aber alles, was ich sage und an Inhalt didaktisiere, muss im März des darauffolgenden Jahres immer noch Bestand haben. Das heißt: Ohne ein ausgereiftes und in meinem Fall über 30 Jahre gewachsenes Wissen auch in Fragen des internationalen Völkerrechts könnte ich das gar nicht leisten. Ich muss im Prinzip befähigt sein, empirische und theoretische Argumentationen zu unterscheiden und Hintergrundinformationen so didaktisieren zu können, dass es Schüler*innen unterstützt, dieses Feuerwerk an politischen Aussagen zu sortieren und zu systematisieren. Wenn ich nicht zufällig in der Fächerkombination Philosophie und Geographie studiert hätte, würde mir einfach enorm viel fehlen. Wenn ich diese Aufgabe bewältigen möchte, müsste sich die fachwissenschaftliche Ausbildung selbstverständlich in den Dienst einer politischen Reflexivität stellen. Und dazu sind – nach meiner Erfahrung – weder viele Fachdidaktiker*innen noch viele Fachwissenschaftler*innen in der Lage. Die Frage ist, wie man das ethisch-politische und das fachliche Wissen an die Geographielehrkräfte rankriegt, damit sie bereit sind, politische, raumbezogene Fragestellungen im Unterricht überhaupt

zu verhandeln. Das ist eine gewaltige Aufgabe. Allein die Tatsache, dass sich Fachdidaktiker*innen immer stärker qualifizieren in diesen Perspektiven – wir haben ja jetzt auch zwei Gastgeber*innen hier, die sich hervortun, um stark fachwissenschaftlich gefärbte fachdidaktische Publikationen zu machen – da hat das Niveau in den letzten zehn Jahren enorm angezogen. Das ist schon mal eine gute Voraussetzung. Vielleicht kommt es dann in 20 Jahren auch in die Schule, kritisch pointiert formuliert.

Verena Schreiber: Gerne möchten wir ein Stichwort von Euch aufgreifen. Paul sagte eben, dass wir es uns nicht leisten können, die räumlichen Dimensionen von Konflikten in der Bildung zu vernachlässigen. Du, lieber Stefan, hast von Ethik und wertbezogenen Fragestellungen gesprochen. Erwächst aus der von Euch hervorgehobenen Bedeutung des Räumlichen eine spezifische Verantwortung für die Geographie und die Didaktik als wissenschaftliche Disziplin?

Stefan Applis: Ich sehe, dass sich die Fachgeographie dem stellt. Dieses Herausgehen aus dem kolonialen Blick beispielsweise, dem hat sich die Fachgeographie gestellt. Man kann heute in der großen Breite auf Publikationen zurückgreifen und aus diesen Beispielen für den Unterricht gewinnen, didaktisieren und so weiter. Dass sich immer mehr Autor*innen diesen politischen und ethischen Fragestellungen stellen, trifft seit gut zehn Jahren auch auf die Geographiedidaktik zu. Das finde ich wichtig und freue mich sehr über jede neue Publikation, die rauskommt. Was mir allerdings fehlt, ist die Verantwortung für unterrichtsbezogene Beispiele, also das Herstellen von Aufgabenbeispielen, weil Lehrkräfte immer von dem anderen Ende her lernen. Das ist nicht günstig, weil sie von den Aufgaben aus unterkomplex an die Sache herangehen. Aber wenn die Aufgaben fehlen, dann ist für mein Empfinden am Ende alles nichts. Das ist schwierig. Und wenn es nicht einen Stephan Schuler gäbe, der *Denken lernen mit Geographie* vorantreibt und noch die Bände zum Argumentieren von Alexandra Budke, dann gäbe es eigentlich kaum irgendwas in dem Feld, mit dem Lehrkräfte ganz konkret arbeiten können. Die ethische Verantwortung für die Aufgabenentwicklung vermisste ich auf fachdidaktischer Seite.

Paul Reuber: Ja, hinsichtlich der Aufgabenentwicklung haben wir mit der Schule vielleicht zu wenig Schnittstellen, und selbst wenn ich dafür Zeit bereitstellen könnte, müsste ich im Grunde genommen die Stufen der didaktischen Reduktion für unterschiedliche Anspruchsniveaus mit

Lehrer*innen konkret diskutieren. Ich könnte so eine Aufgabe nicht von oben quasi herunterregnen lassen, sondern die müsste man in einem Gegenstromprinzip gemeinsam entwickeln. Das wäre ein Format, das ich spannend fände. Das wäre dann auch mehr als eine reine Lehrer*innenfortbildung, es wäre eine echt zweiseitige Aufgabe, denn dabei käme auf der einen Seite konzeptionelles Wissen aus der Hochschule und auf der anderen Seite das Erfahrungswissen aus der Schule zusammen. Durch meine eigene Referendarzeit kann ich sehr gut nachvollziehen, dass man unter den zeitlich engen Rahmenbedingungen gerne auf gute Beispiele zurückgreift, weil man ansonsten bei den vielen Stunden gar nicht durchgängig guten Unterricht machen kann. Ich würde aber darüber hinaus noch eine ethische Ebene einziehen. Viele Fragen, die wir in der Geographie wissenschaftlich untersuchen, sind letztendlich sehr politisch, sie haben mit dem politischen Umgang mit raumbezogenen Ressourcen zu tun. Das betrifft zum Beispiel die geopolitischen Konflikte, aber es betrifft auch die großen Umweltkrisen unserer Zeit, die immer eine politisch-geographische Dimension haben. Auch die Diskussionen um Nachhaltigkeit, um mögliche Postwachstumsgesellschaften, sind letztlich normative Fragen, wo man Schüler*innen notwendiges Sachwissen für eine Entscheidungsfindung bereitstellen kann. In solchen Feldern wäre für mich auch der fächerübergreifende Unterricht oder Projektunterricht ein Ansatz, um diese komplexen Fragen gemeinsam zu erarbeiten. Gerade als demokratisch unterrichtende Lehrkraft muss man ja mitbedenken, dass es unterschiedliche politische Positionierungen zu großen Themen unserer Zeit gibt. Wie kriege ich das mit Schüler*innen besprochen und ausgehandelt? Wie leitet man sie nicht nur zu einer theoriegeleiteten und kritischen Perspektive auf gesellschaftliche Probleme an, sondern auch zu ethischen Entscheidungen und zum toleranten Miteinander in Klassenverbänden? Das stelle ich mir heute fast noch schwieriger vor als zu Zeiten meines eigenen Referendariats, weil die Polarisierung in der Gesellschaft heute auch in unseren Schulklassen teilweise sehr deutlich zutage tritt.

Eva Nöthen: Ihr habt es eben angesprochen: Wir brauchen letztlich Denkwerkzeuge. Daher möchte ich Euch bitten, nochmals stärker darauf zu schauen, was aktuell in der Forschung und in der Theoriebildung passiert. Welche Bedeutung hat das Themenfeld Kriege und Konflikte in Eurer Forschung und welche Theorien und Konzepte helfen Euch dabei, den Blick zu schärfen?

Paul Reuber: Auch wenn das im Bereich der Forschung kein *emerging field* ist, finde ich den Ansatz der Kritischen Geopolitik oder *critical geopolitics* für die politische Bildung und die Schule extrem wichtig: Die Sensibilität dafür, dass raumbezogene Identitäten in vielfältiger Weise Teil unserer Subjektivierungen und damit auch politisch instrumentalisierbar sind für die Donald Trumps und Wladimir Putins dieser Welt. Wenn man dementsprechend ein (de-)konstruktivistisches Konzept in der Schule an einfachen Beispielen vermitteln kann, dann können Schüler*innen die Verführbarkeiten solcher geopolitischen Weltbilder besser verstehen. Das Potenzial eines solchen Unterrichts für die Schule deutet sich erst langsam an. Gerade vor dem Hintergrund, dass Schüler*innen so viel in sozialen Medien unterwegs sind und Radikalisierungsprozesse in entsprechenden Filterblasen im Kontext von Kriegen und Konflikten selbst miterleben, brauchen wir eine kritische Perspektive im Unterricht. Mein zweiter, wichtiger Theoriebezug wäre deswegen die Kritische Geographie und auch die Ansätze, die sich mit den Machtfragen der Globalisierung beschäftigen. Also David Harveys neomarxistische Konzepte, die Ansätze aus der Scale-Debatte und Ähnliches. Wenn wir über Ethikfragen und über eine Sensibilität gegenüber dem politisch Anderen sprechen, würde ich auch feministische Ansätze in die Schule hineinragen wollen, weil gerade in Konflikten und kriegerischen Auseinandersetzungen auch Emotionen und Affekte stark im Spiel sind. Diese Themen sind lange blinde Flecken für die Kritische Geopolitik gewesen und feministische Ansätze können diese *emotional geopolitics* mit spannenden Theorien und Beispielen hinterlegen. Das aber in angemessen didaktisch reduzierter Form in die Schule zu bringen, ist fast noch ein bisschen schwieriger. Zugleich wäre das aber ‚guter Stoff‘ für den Unterricht, weil die Schüler*innen diese emotionalen Befindlichkeiten ja selbst in sich tragen.

Stefan Applis: Ich schließe mich allen Ansätzen an, und ich finde, es ist gar nicht schwer. Dass man theoretische Konzepte nutzt, um konkrete Kontexte zu sortieren, zu ordnen, zu bewerten und Vergleiche herzustellen, ist schon immer ein Teil der Philosophie- und Ethikdidaktik. Die Frage nach der Wissenschaft ist hier für mich ein bisschen schwieriger, weil ich aktuell nichts Geographiedidaktisches mehr mache. Ich schreibe zwar gerade noch eine Geographiedidaktik für politische und ethische Bildung, die dieses Jahr kommen wird. Das ist dann aber mein letzter Aufschlag. Ansonsten habe ich mich in der Geographie der pragmatischen Literatur zugewandt, in der ich versuche, das

umzusetzen, was Paul Reuber gerade angesprochen hat. Ich habe vor zwei Jahren den ersten Reiseführer veröffentlicht, in dem es um einen Raum geht, der durch den Tourismus in einer Art und Weise überformt wird, dass es zu massiven Konflikten innerhalb des Raumes und in Bezug auf die Identitätskonstruktionen und Deutungen über eine Gebirgsregion in Georgien kommt. Ich versuche Reiseführer zu machen, die auf den Theorien, die Paul Reuber gerade genannt hat, basieren. Das ist ein komplett neues Reiseführerkonzept. Es sind geographische Reiseführer. Sie ermöglichen es den Personen, in Räume hineinzugehen, Irritationen zu entdecken, diesen unterstützt nachzugehen und sich zu fragen: Wie kommt es zu Raumumbildungen? Warum entstehen bestimmte Materialitäten? Was hat es für Folgen für soziale Kontexte? Das ist eine Idee, Geographieunterricht mit Fachgeographie in einer Literatur zu verbinden, die wie ein Handbuch benutzt wird. Im Prinzip funktionieren diese Reiseführer ein bisschen wie Schulbücher, nur für Reisende.

Eva Nöthen: Wenn ihr in Eurer Forschung Kriege und Konflikte bearbeitet, ist das mit spezifischen Herausforderungen verbunden, wie zum Beispiel Betroffenheiten von Menschen vor Ort. Wie geht Ihr damit in Eurer Forschung um, im Feld selbst und im anschließenden Schreiben über Eure Arbeit?

Stefan Applis: Wenn ich im Feld arbeite, dann tue ich dies mit einem geographisch-ethnographischen Ansatz. Ich bin Zuhörer und versuche, einen Zugang zu bekommen und mit den Betroffenheiten und emotionalen Aspekten so umzugehen, wie man das klassischerweise macht. Außerdem bringe ich Informationen, die ich gewinne, immer wieder zurück ins Feld und spreche mit den Leuten darüber. Bei dem Projekt, das ich in der georgischen Region Swanetien gemacht habe, war es mir wichtig, zusätzlich zu diesem Reiseführer auch einen Bild-Textband zu machen, den ich auch auf Georgisch herausbringe. Es war mir ein Anliegen, dass die Menschen das Ergebnis unserer Zusammenarbeit lesen können. Bezogen auf meine schulische Vermittlungsarbeit habe ich in dem Raum, in dem ich arbeite, ein geographisch-ethnographisches Projekt, bei dem es um Migrationsperspektiven geht. Da werden postmigrantische Erzählungen auch in einem Bild-Textband gesammelt, und ich versuche auf die Weise Exkursionen zu entwickeln, auf die ich Schüler*innen mitnehme, sodass die Schüler*innen mit migrantischen oder migrantisierten Personen vor Ort in Interaktion gehen können. So sollen sie etwas über ihre Erzählungen er-

fahren, beispielsweise wie sie den städtischen Raum mitprägen und mitbeschreiben. Ich versuche, mich zurückzuziehen und die Stimmen der Menschen vor Ort nach vorne kommen zu lassen. Wie Paul Reuber gesagt hat, kann so ein Hinterfragen von Stereotypen und Identitätsdeutungen stattfinden.

Paul Reuber: Wenn ich über Krisen oder Konflikte forsche, gehe ich häufig diskurstheoretisch vor. Im Augenblick untersuchen wir mit einem DFG-Projekt die geopolitischen Diskurse des Deutschen Bundestags und der deutschen Medien seit dem Ausbruch des russischen Angriffskrieges in der Ukraine. Da sind die forschungsethnischen Fragen nicht so stark im Vordergrund, weil diese Debatten öffentlich sind. Wenn ich also untersuchen will, wie sich die politischen Organe und die Medienorgane mit dieser Herausforderung auseinandersetzen, welche Emotionalisierungen stattfinden, inwieweit diese zu ‚Versteilungen‘ geopolitischer Identitäten führen und ob diese die Möglichkeiten diplomatischen Handelns einschränken, habe ich andere und deutlich weniger sensible Ethikfragen. Fragen der Forschungsethik stelle ich stärker in anderen Bereichen der Hochschulausbildung. Wenn ich beispielsweise mit Studierenden auf Exkursion fahre, egal ob nach Südostasien oder Italien, versuche ich geopolitischen Vereinfachungen des Blicks sehr dezidiert entgegenzuarbeiten. Das geht zum Beispiel durch eine konzeptionelle Rückbindung der Exkursionsdidaktik an Konzepte wie Doreen Masseys *global sense of place*. Die zweite wichtige Ebene, was Ethik angeht, liegt aber darin, den Studierenden beizubringen, mit wie viel an eigenen Voreinstellungen sich ihr eigener Blick auf die Regionen, mit denen wir uns auseinandersetzen, verbunden ist. Dafür kann man beispielsweise mit autoethnographischen Ansätzen arbeiten. Dieses Konzept spielt auch in feministischen Geographien eine wichtige Rolle und es fragt: Was für eine Summe an Diskursen, Imaginationen, Voreinstellungen haben wir eigentlich ‚im Gepäck‘, wenn wir uns ins Gelände begeben? Ich glaube, das ist eine entscheidende Frage, die auch für den Schulunterricht relevant sein muss. Denn wir haben immer etwas ‚im Gepäck‘. Dieses Gepäck anzusprechen und auf den Tisch zu legen, bringt auch demokratische Toleranz und Flexibilität im Denken, im emanzipierten Umgang mit Differenzen, hervor. Wie stark bin ich bereit, anderen Menschen zuzuhören oder von grundsätzlichen Verschiedenartigkeiten in ihren Identitätskonstruktionen auszugehen? Solche Sichtweisen zu schulen, halte ich für total hilfreich. Während ich früher eher ‚faktenorientiert‘ ins Gelände gegangen bin, sehen meine Exkursionen heute teilweise anders aus. Ich stelle mir mit meinen Studierenden

die Fragen: Was können wir über die Kontexte erkennen, mit denen wir uns auseinandersetzen? Wie stark müssen wir mitreflektieren, was wir mitbringen?

Stefan Applis: Ich würde da gerne anschließen. Ich habe 2014 den Vorschlag der biographischen Methode gemacht, d. h., dass man Wanderungsbewegungen im Raum in Bezug auf die eigene Familienbiographie abbildet. Als wir das erste Mal unter Lehramtsstudierenden ausprobiert hatten, so etwas wie Karten zu entwerfen, die beispielsweise mit Bildern kombiniert werden, haben viele danach gesagt: Ich habe mich jetzt das erste Mal mit meiner Familienbiographie auseinandergesetzt. Das war auch mit Interviews mit Familienangehörigen verbunden und so sind sie dem auf die Spur gekommen, was ihren Blick in einer gewissen Weise prägt. Im Unterricht ist es natürlich schwierig, weil man auch eine Schutzverpflichtung gegenüber den Schüler*innen hat. Man muss aus einer ethischen Verantwortung heraus eher mit angezogener Handbremse Möglichkeiten anbieten, Räume zu eröffnen. Im Unterricht wird man deshalb selten den Schutzraum so herstellen können, dass man es allen Beteiligten auferlegen kann, in so eine Reflexion zu gehen, wie Paul Reuber sie gerade beschrieben hat, die ich gleichwohl unglaublich wichtig finde. Zum Glück haben wir seit gut zehn Jahren immer mehr Autor*innen, die diese Reflexion vornehmen, weil im Endeffekt die Kinder der Kinder der Kinder jetzt zu Schriftsteller*innen werden. Wir haben, beginnend mit beispielsweise der Meta-Publikation ‚Eure Heimat ist unser Albtraum‘, mittlerweile auch eine Fülle an Romanerzählungen. Ich lese zum Beispiel gerade ‚So ein schönes Ausländerkind‘. Da wird eine serbokroatische Familiengeschichte erzählt. Da werden die ganzen Kämpfe um Bleibevoraussetzungen, das Hin- und Hergehen zwischen Österreich und Kroatien, die Deutungen der österreichischen Gastfamilie, die Dankbarkeit für das Aufnehmen der Geflüchteten im Sinne von Dienstleistungen im Haushalt erwartet, und so weiter erzählt. Das gab es vor zehn Jahren nicht. Es gab dieses Autoreflexive nicht in Textform, sodass man auf Grundlage von bereits bestehenden Texten mit Schüler*innen ins Gespräch kommen kann. In dem Geographiekurs, den ich gerade habe, sind allein sechs Jugendliche, die eine postjugoslawische Familiengeschichte haben. Die kenne ich jetzt das zweite Jahr und höre zum ersten Mal, dass sie anfangen, sich auf Serbokroatisch zu unterhalten. Die haben sich diesen Raum genommen und fangen gewissermaßen an, drüber nachzudenken, wo ihre Familienbiographie liegt.

Verena Schreiber: Wir haben schon einige Eindrücke bekommen, wie Ihr das Thema Kriege und Konflikte in Eure Lehrpraxis integriert. Wärt Ihr so nett, uns noch weitere Beispiele zu geben?

Paul Reuber: Ein Seminar, das ich im Augenblick unterrichte, heißt ‚Krisen und Konflikte aus der Perspektive der Politischen Geographie‘. Da erschließen wir uns einerseits mit Lehrbuchtexten genau die Theorien, die ich gerade erwähnt habe. Andererseits gibt es darauf aufbauend dann eine Serie von Fallbeispielen, an denen Studierende diese Konflikte unter Zuhilfenahme der theoretischen Perspektiven in Präsentationen bearbeiten. Gleichzeitig gibt es Seminare im Bereich Gesellschaft-Umwelt-Forschung, wo große gesellschaftliche Konflikte verhandelt werden. Auch aus der Perspektive der feministischen Geographie gibt es bei uns in Münster viele Lehrveranstaltungen, in denen theoriegeleitet gesellschaftliche Konflikte bearbeitet werden.

Stefan Applis: Bei mir findet die Ausbildung an zwei Orten statt: In der Philosophiedidaktik an der Universität und in der Lehramtsausbildung im Seminarbetrieb mit Referendar*innen. Philosophie ist erstmal ein rein theoretisches Fach und wird erst in der Schule zu einem Fach, wo Theorie auf konkrete Kontexte angewandt wird. Deswegen versuche ich in den Seminaren an der Universität, diese konkreten Kontexte, die in den Lehrplänen vorhanden sind, einzubringen, damit sie die Anwendung der Theorie auf den Kontext in der Universität schon üben können. Da der größte Teil der Inhalte in den Lehrplänen in Deutschland letztlich Fragen der politischen Ethik oder der Sozialethik sind, mangelt es nicht an Beispielen. Die Frage ist eben die Didaktisierung. Viele Ethiklehrkräfte denken z. B., sie müssen erst zu Expert*innen für einen konkreten politischen Konflikt werden, bevor sie darüber sprechen können. Das versuche ich aufzubrechen und verwende viele fachwissenschaftlich geprägte, geographiedidaktische Beispiele oder Beiträge aus der Politischen Geographie. Wenn ich etwa den Bereich Religion habe, sprechen wir nicht darüber, wie sich bestimmte Teilreligionen innerhalb des Christentums unterscheiden, sondern ich versuche Unterrichtsbeispiele zu geben, wie etwa in den USA soziale Räume der Religionspflege konstruiert werden. Auf diese Art und Weise möchte ich einen anderen Blick darauf werfen.

Eva Nöthen: Wenn wir uns aktuelle Studien anschauen, zeigt sich, dass Jugendliche und junge Erwachsene aufgrund der sie umgebenden multiplen Krisen zumeist sehr pessimistisch in ihre ei-

gene Zukunft blicken und Ängste entwickeln. Wie problem- und krisenorientiert darf oder muss ein gegenwärtiger Geographieunterricht sein?

Stefan Applis: Man kann auf unterschiedlichen Ebenen Sicherheit gewinnen. Ich habe die letzten Jahre mit dem Ansatz der Lösungsorientierung gearbeitet. D. h., dass wir nicht vom ‚Problem‘ ausgehen, sondern von der ‚Lösung‘. Im Bereich Kriege und Konflikte könnte dies heißen, dass man beispielsweise davon ausgeht, wie Existenzgründungen stattfinden. Wie haben aus Syrien Geflüchtete Existenzen in Deutschland gegründet? Wo haben sie zu wenig, wo viel Unterstützung? Menschen entwickeln eine gewaltige Kreativität in der Bearbeitung von Krisen. Ich glaube, es liegt ein Gewinn darin, positive Beispiele zu zeigen und den Blick vom Misslingen abzuwenden, um dann aber zu den Problemen zu kommen. Im geographisch geprägten Ethikunterricht erlebe ich, dass Jugendliche es unterstützend finden, wenn sie erst einmal Situationen sortieren können, wenn sie mit einem gewissen Handwerkszeug Sicherheit herstellen können, weil sie Zusammenhänge verstehen. Positive Beispiele und Räume zu eröffnen, in denen die Schüler*innen selbst Verantwortung übernehmen können, empfinden viele als unterstützend. Ich fürchte aber, dass der Geographieunterricht bei vielen Kolleg*innen noch stark so geprägt ist, dass man mit dem Gewicht der Konfrontation versucht, Disziplin und Herausforderungen in der Klasse gleichzeitig in den Griff zu bekommen. Das hat meine Ausbildung geprägt und das habe ich viel zu lange unreflektiert mitgemacht, was mir heute sehr leid tut. Abschließend ist für mich das Entscheidende, wie wir mit Schüler*innen umgehen. Ich glaube, es ist bis zu einem bestimmten Grad egal, was wir inhaltlich mit ihnen machen, wenn wir nicht alles aus unserem Umgang rauswischen, das latent hierarchisch oder nicht-demokratisch ist und nicht auf Augenhöhe geschieht. Die Umgangsformen auf Augenhöhe und das kooperative gemeinsame Arbeiten sind das Zentrale. Das kann für Inhalte öffnen und dafür sorgen, dass der Geographieunterricht ein sicherer Raum ist, in dem sie ermutigt werden, Dinge zu äußern, von denen sie sich nicht sicher sind, wie sie ankommen. Wir brauchen Personen, die stark und bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Ich bin immer wieder überrascht, wie viel Kinder und Jugendliche schon tun. Diesen positiven Stimmen muss man Gehör verschaffen, um diese Angst einzuhegen und positiv zu bearbeiten.

Paul Reuber: Wenn meine Studierenden heute an die Uni kommen, bringen viele von ihnen ihre Sor-

gen und Ängste über die multiplen Krisen mit, in denen wir alle leben. Das ist für mich eine teilweise neue Situation. Einerseits sitze ich mit jungen Leuten im Seminarraum, die schon mehrere Jahre mit Fridays for Future vor dem Rathaus gestanden haben. Andererseits gibt es aber auch viele, die eher weniger engagiert sind und viel mehr Zukunftsängste haben. Die muss ich auch abholen. Denn viele von ihnen gehen später ja in die Schulen und müssen Schüler*innen inhaltlich anleiten und gleichzeitig Mut machen, für ihre Gesellschaft einzutreten und Verantwortung zu übernehmen. Für uns erwächst aus dieser Situation die Notwendigkeit, zu akzeptieren, dass solche Krisenerfahrungen gelebter Teil der Biographien der jungen Leute sind, auf die wir im Hochschulunterricht Bezug nehmen müssen. Wir müssen uns überlegen, wie wir im Kontext multipler Krisen und vor dem Hintergrund der Tatsache, dass diese eine raumbezogene und sehr stark politische Relevanz haben, die Leute so abholen, dass wir sie nicht frustrieren, sondern dass wir sie zu Gestalter*innen dieser Debatten machen.

Verena Schreiber: Das führt uns zu unserer letzten Frage, mit der wir nochmals den Bogen zum Anfang spannen möchten, als wir über die für Euch einschneidenden Erlebnisse gesprochen haben. Auch junge Menschen, die heute bei uns studieren, sind in den letzten Jahren auf die eine oder andere Weise mit Kriegen konfrontiert worden. Gleichzeitig gehen sie möglicherweise anders damit um, als Ihr es für Euch beschrieben habt. Aus Eurer Perspektive: Gibt es eine Verschiebung in der Relevanz des Themas angesichts der aktuellen Entwicklungen, wie dem zunehmenden Rechtsruck, auch unter jungen Menschen, und der damit einhergehenden, vielfach beobachteten Erosion der Demokratie?

Paul Reuber: Wenn es um das Thema Rechtsruck und damit um die politische Polarisierung in der Bevölkerung geht, ist die wichtige Verbindung zum Schulfach Geographie die, dass rechte Ideologien relativ stark über raumbezogene Identitäten und territoriale Ein- und Ausgrenzungen arbeiten. In der rechten und umso mehr in der rechtsextremen Ideologie stehen Nationalismus, Territorialismus und geopolitischer Isolationismus oft stark im Vordergrund. Deswegen muss das ein Thema für unseren Unterricht sein. Wenn Trump sagt, 'Ich baue eine Mauer', dann kann Schulunterricht deutlich machen, wie sehr das eine Form von Geo- bzw. Territorialpolitik ist. Und wenn wir uns auf EU-Ebene über Fragen des Umgangs mit flüchtenden und migrierenden Menschen kontrovers unterhalten,

dann kann ein demokratischer Unterricht zeigen, wie sehr insbesondere nationalistische und extrem rechte Politiker*innen dabei ein geopolitisches, 'Container'-Denken propagieren, wenn sie nationale Grenzen wieder stärker kontrollieren wollen und das national Eigene und das von außen kommende Fremde zum wichtigen Konstruktionspunkt ihrer eigenen Politik machen. Und deswegen müssen wir uns heute mit dem Schulfach Geographie früh genug auf den Weg machen, um zu verdeutlichen, dass das eine sehr ambivalente und umstrittene Form von Politik ist. Der Geographieunterricht hat in dieser Hinsicht ein großes emanzipatorisches Potenzial. Und da wäre ich wieder bei Stefan Applis und würde sagen, dafür brauchen wir eben Unterrichtsbeispiele, mit denen das gut veranschaulicht werden kann. Die haben wir teilweise noch nicht und da müssten Hochschulgeographie und Didaktik gemeinsam Entwicklungsarbeit leisten, wenn uns dieses Thema gesellschaftlich wichtig ist.

Stefan Applis: Ich betreibe das Blogprojekt 'Doing Geo & Ethics', um eine Verbindung zwischen geographischen und ethischen Inhalten herzustellen. Dieses Projekt zielt darauf ab, wertreflexives Lernen zu fördern, ein Thema, zu dem es bereits Forschung ohne Ende gibt. Auch in Bezug auf die praktische Umsetzung besteht schon sehr lange ein Interesse daran, Grundlagen zu schaffen, um Demokratien tragfähig zu machen. In der Gruppe, mit der ich in der Schule arbeite, sind Kinder oder Jugendliche, die ähnliche Biographien haben, wie meine Eltern die den Zweiten Weltkrieg erlebt haben. Man sieht, dass durch Kriege geprägte Familienbiographien immer wieder versetzt strukturell auf die gleiche Art und Weise stattfinden, wie etwa die Leute, die beispielsweise jung aus Syrien gekommen sind, jetzt Kinder bekommen. Das bedeutet, dass eine Reflexion dieser Prozesse erst durch die kommende Generation überhaupt wieder möglich sein wird. Im Unterricht kann man theoriebasiert gut zeigen, wie nahe sich die Schüler*innen in der Verknüpfung verschiedener Biographielinien sind. In einer Kriegssituation findet beispielsweise immer eine Reaktivierung patriarchaler Deutungsmuster statt. Wir finden extreme Ausdeutungen von Männlichkeit und extreme Ausdeutungen von Weiblichkeit, beispielsweise, wenn ich Kinder oder Jugendliche in meinen Klassen habe, bei denen die Mütter allein mit ihnen hier sind. Die sollen hier ihre Ausbildung machen, während die Väter in der Ukraine im Krieg sind. Da wären wir wieder bei den feministischen Geographien. Ich glaube, dass wir denen, die sich in einer unterschiedlichen Biographielinie des Affiziertseins vom Krieg und seinen Folgen befinden, unterschiedliche Angebote geben können,

vor allem vor dem Hintergrund dieser speziellen deutschen Geschichte. Wenn ich die vertrauensvolle Atmosphäre habe, kann ich auch von den dunklen Momenten erzählen und davon, welchen Weg meine Familie mit Flucht und Vertreibung gegangen ist. Dann kann ich anerkennen, dass sich andere Personen jetzt in derselben Situation befinden. Ich glaube, in so einer Lerngruppe kann man humanistische Prinzipien lebendig und zugänglich machen, wenn man es schafft, dass sie sich wechselseitig zuhören. Mit der deutschen Geschichte hat eigentlich jede Lehrperson, leider, die biographischen Bezüge dazu. Es kann gewinnbringend sein, diese offen und ehrlich einzubringen. Ich sehe das beispielsweise bei Schüler*innen aus der Ukraine, die sehr intensiv in solche Diskussionen reingehen, wenn es beispielsweise um patriarchale Strukturen geht. Manche trauen sich auch zu sagen: Das ist genau das, was gerade stattfindet. Sie sehen nicht, wie sie wieder mit diesen sehr maskulinen Idealen in Partnerschaft gehen können, die hier im Moment aufgebaut werden. Gleichzeitig muss auch

reflektiert werden, welche enorme Bedürftigkeit und Dysfunktionalität bei Menschen, vorwiegend Männern, jetzt im Krieg in einer großen Zahl entsteht und was da in künftigen Generationen aufzuarbeiten ist. Mit diesen Vergleichshorizonten, die Paul Reuber gerade angesprochen hat, muss man ständig arbeiten. Wenn man das stark macht, kann man Lehrkräfte unterstützen, mit der Zeit mit einem eigenen Blick an ein Material heranzugehen.

Eva Nöthen: Lieber Paul, lieber Stefan, wir sagen ganz herzlichen Dank für die offenen und differenzierten Einblicke in Eure jeweiligen Perspektiven auf das Thema Krisen und Konflikte, sei es aus fachlicher oder schulpraktischer Sicht, die Ihr hier mit uns geteilt habt!

Danksagung

Gefördert durch den Publikationsfonds der Pädagogischen Hochschule Freiburg.